

Universität der Drei Generationen

Berlin, den 15. Mai 2020

„Begegnungen“.

Brygida Helbig-Mischewska:

Guten Tag, meine Damen und Herren.

Ich begrüße Sie sehr herzlich an der Universität der Drei Generationen in Berlin. Heute möchte ich Ihnen kurz Frau Professor Inga Iwasiów aus Stettin vorstellen, von der Universität Stettin, die einen Vortrag unter dem geheimnisvollen Titel „Begegnungen“ halten wird. Frau Professor Inga Iwasiów ist Schriftstellerin, Prosaautorin, aber auch Dichterin und Literaturwissenschaftlerin. Und in diesen beiden Rollen tritt sie heute auf, und wird uns über Begegnungen in der Literatur erzählen, über Begegnungen von Schriftstellerinnen und Schriftstellern aus Stettin. Ich habe die Freude, auch als Protagonistin in diesem Vortrag auftreten zu dürfen, worüber ich mich sehr freue, und wodurch ich mich sehr geehrt fühle.

Meine Damen und Herren!

Nun einige Worte zu Frau Professor Iwasiów. Sie ist, abgesehen von ihrer Rolle (oder eher Leidenschaft) als Schriftstellerin und ihrer Arbeit als Literaturwissenschaftlerin, schon seit geraumer Zeit als ordentliche Professorin an der Universität Stettin tätig, außerdem auch gesellschaftliche und politische Aktivistin, die eng mit der feministischen Bewegung verbunden ist. Und sie ist natürlich auch Publizistin und Literaturkritikerin. Als Literaturkritikerin, aber auch als Literaturwissenschaftlerin hat sie unter anderem viele Jahre lang, bis 2012, die sehr wichtige, alle zwei Monate erscheinende Kulturzeitschrift *Pogranicza* [*Grenzgebiet*] geleitet. Eine Stettiner Kulturzeitschrift, die eine enorm wichtige Rolle gerade für das Grenzland gespielt hat, für Fragen, die mit dem deutsch-polnischen Kulturtransfer zusammenhängen, und für Stettin und dessen Umgebung von Bedeutung waren. Die Zeitschrift war übrigens im ganzen Land bekannt und anerkannt. Heute ist Frau Professor Iwasiów Mitherausgeberin der in Stettin erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift *Autobiografia*. Was außerdem noch wichtig ist: Frau Professor Iwasiów bildet auch künftige Schriftsteller und Schriftstellerinnen aus. Vielleicht wäre auch jemand von Ihnen daran interessiert? Ich möchte Sie dazu ermuntern, Ihr Interesse auf den neuen Studiengang zu richten, den es schon übrigens seit längerer Zeit gibt. Er entstand auf Initiative von Prof.

Iwasiów, es ist ein Studiengang für kreatives Schreiben, als Tagesstudium, findet immer nachmittags in Stettin statt.

Frau Professor Inga Iwasiów hat sich in ihrer wissenschaftlichen Arbeit anfänglich mit den ehemaligen polnischen Ostgebieten, mit dem Werk des polnischen Schriftstellers Włodzimierz Odojewski, sowie unter anderem mit den Schriften von Leopold Tyrmand beschäftigt. Ihr Interesse gilt jedoch hauptsächlich der von Frauen geschriebenen Literatur, und der Literatur, die sich mit Frauen, Gender und Feminismus beschäftigt. Übrigens hat sie auch einen Essayband unter dem Titel *Gender für mäßig Fortgeschrittene* geschrieben. Vielleicht wird ja auch jemand von Ihnen, der etwas weniger oder mehr fortgeschritten ist, Interesse an diesem Essayband finden. Professor Iwasiów schrieb auch über das Politische in der polnischen Prosa nach 1989. Als Literaturwissenschaftlerin und Literaturkritikerin begleitete sie die nach 1989 aufgehenden Stars der Frauenliteratur wie Izabella Filipiak, Olga Tokarczuk, Manuela Gretkowska und andere.

Meine Damen und Herren,

Inga Iwasiów schreibt seit geraumer Zeit auch selbst Literatur. Sie hat mindestens zwei Gedichtbände geschrieben, aber auch viele Romane, wobei einer von ihnen, *Bambino*, ein typischer Stettiner Roman ist und wohl am stärksten mit der Geschichte Stettins und der Abstammung der Personen, die sich dort angesiedelt haben, und deren dramatischen Schicksalen zusammenhängt; er schaffte es auch auf die Short List des wichtigsten polnischen Literaturpreises *Nike*. Doch es lohnt sich, auch andere Romane von ihr zu lesen, wie zum Beispiel *In der Luft*, *Für kurze Zeit*, *Die Fünfzig*, und es lohnt sich auch, *Blogotöne* zu lesen. Inga Iwasiów ist außerdem auch mit dem Theater verbunden und hat unter anderem das Stück *Das Kind* geschrieben, das 2017 im Teatr Współczesny in Stettin in der Inszenierung von Martyna Łyko uraufgeführt wurde.

Meine Damen und Herren, ich möchte hier nicht zu viel erzählen, gleich wird Frau Professor Iwasiów selbst das Wort ergreifen, und nun lade ich Sie herzlich zu ihrem Vortrag ein.

Inga Iwasiów:

Guten Tag, ich möchte Sie sehr herzlich bei der Vorlesung an der Universität der Drei Generationen in Berlin begrüßen, eigentlich aber aus meiner Stettiner Wohnung. Ich werde heute über die Literatur einer Autorin und zweier Autoren sprechen, die von hier stammen, deshalb halte ich das Buch *Literatur in Stettin 1945-2015* in der Hand, ein Buch, das zum siebzigsten Jahrestag von Szczecin erschienen ist und zu den vielen Büchern gehört, die in den letzten Jahren vom Polonistenmilieu der Stettiner Universität veröffentlicht wurden. Ich möchte Ihnen das Buch wärmstens empfehlen, wie auch alle anderen, die wir zu diesem Thema veröffentlichen, um Wissen über eine natürlich weit über die Region hinausgehende Regionalliteratur zu verbreiten.

Ich werde hier heute Brygida Helbig, Artur Daniel Liskowacki und Krzysztof Niewrzęda begegnen. Zuerst möchte ich Ihnen aber erklären, warum.

Während der Pandemie ermuntern wir einander dazu, Bücher zu lesen. Doch viele Menschen schreiben in den sozialen Medien über ihre dezentrierende Unruhe, oder nicht ausreichende Antworten, die sie bei ihrer Lektüre finden. Die Kultur würde, wie ich in der zweiten Märzwoche gehört habe, wie ein über ein verseuchtes Gebiet freigelassener Kanarienvogel sein, würde eine Diagnose liefern, bevor die Verluste gezählt und Pläne zum Wiederaufbau der Wirtschaft festgelegt werden, da Kulturschaffende über den Zutritt zur sprachlichen DNA der Menschheit sowie über eine besondere Intuition verfügten. Was soll man tun, was auswählen, was lesen? Und ist das wirklich so selbstverständlich? Die einen sagen, dass Weisheit in der Klassik aufbewahrt wurde, und man auf diese zurückgreifen sollte; andere suchen Lebensratgeber. Angeblich steigen die Verkaufszahlen dieser Art von Literatur. Obwohl ich mich in einer Wohnung voller Bücher eingeschlossen habe – darunter sind auch einige für literarische Wettbewerbe eingereichte Werke (diese folgen ihrem eigenen Rhythmus, unabhängig davon, ob die Preise bei Galaabenden verliehen werden oder nicht), fällt mir das Verfolgen literarischer Geschichten in diesem Eingeschlossensein genauso schwer wie das Schreiben von irgendwas, abgesehen von Statusmeldungen bei Facebook. Unterdessen scheint es, als ob die Menschheit aus Netflix bestehen würde und nur das endgültige Ende von Serienpremierens eine Kulturrevolution auslösen könnte.

Ich werde versuchen, meinen Standpunkt in Bezug auf die Nützlichkeit von Büchern und die Aktualität von Narrativen darzustellen, indem ich eine Innenperspektive annehme – die einer Autorin und Leserin – und ebenso, oder vor allem einer in ihrer Wohnung eingesperrten Frau. Ich fürchte, dass der Universalismus in dieser Lage keine große Bedeutung hat, trotz der enormen Schicksalsgemeinschaft auf der Erde. Ich brauche irgendeine Abkürzung zum „Ich“, dem „Ich“, das seiner Bewegung und Handlungskraft beraubt ist, dem „Ich“, das sich am meisten eben nach Bewegung und Handlungskraft sehnt.

Ich denke übrigens jeden Tag darüber nach, was mir am meisten fehlt, und tausche meine Ansichten dazu mit Freunden auf Facebook aus. Was ist draußen geblieben, in der Realität der Quarantäne, und werde ich das jetzt ausgerechnet in der Literatur finden? In der ersten Phase des Lockdowns ging ich, als es sehr warm wurde, spazieren, und um ein Ziel zu haben, kaufte ich unterwegs Blumen. Seitdem kaufe ich öfters Blumen, das hier ist einer dieser

wunderschönen TulpensträÙe. Blumenkaufen hat mich an Virginia Woolfs großartigen Roman *Mrs. Dalloway* erinnert, auch an die literarische Huldigung an sie von Michael Cunningham in *Die Stunden*, und in Stephan Daldrys Film mit demselben Titel, mit den wunderbaren Meryl Streep, Julianne Moore und Nicole Kidman. Ich habe *Mrs. Dalloway* und den Essay *Street haunting: a London adventure* gelesen, weil ich wie die Protagonistin und Autorin hinausgehen wollte, um kleine Besorgungen zu erledigen, während ich auf dem Balkon einer der Straßen von Pogodno saÙ, und es mir zwischen einer Vase mit Tulpen und einem Topf mit Hortensien bequem machte. In der Erzählung spielen Blumen eine symbolische Rolle, der erste Satz: „Mrs. Dalloway sagte, sie wolle die Blumen selber kaufen.“ ist als einer der besten Eröffnungssätze in die Literaturgeschichte eingegangen. In dem Strauß, den Clarissa im Blumenladen abholt, gibt es Pflanzenarten, die ich in den altmodischen Gärten meiner Nachbarn finde. Ich zitiere einen Auszug aus dem Roman:

„Da waren die Blumen: Rittersporn, Wicken, FliedersträÙe; und Nelken, Unmengen von Nelken. Da waren Rosen; da waren Schwertlilien. Ah ja – so atmete sie den erdigen, garten süßen Duft ein, während sie dastand und sich mit Miss Pym unterhielt, die ihr Hilfe schuldig war und sie für freundlich hielt, denn freundlich war sie vor Jahren gewesen; sehr freundlich, aber sie sah älter aus, dieses Jahr, wie sie so, die Augen halb geschlossen, den Kopf zwischen den Schwertlilien und den Rosen und den nickenden Fliederdolden von einer Seite zur anderen neigte und, nach dem Straßentumult, den köstlichen Duft, die exquisite Kühle einsog. Und dann, als sie die Augen aufschlug, wie frisch sahen da nicht die Rosen aus, ganz wie gefälteltes Leinen, das, auf Weidentablets gebreitet, sauber aus der Wäscherei kommt; und dunkel und steif die roten Nelken, die ihre Köpfe hochhielten; und all die Wicken, die sich in ihren Schalen ausstreckten, violett, schneeweiß, blass getönt – als wäre es Abend, und Mädchen in Musselinröcken kämen aus den Häusern herbei, um Wicken und Rosen zu pflücken, nachdem der herrliche Sommertag mit seinem nahezu blauschwarzen Himmel, seinem Rittersporn, seinen Nelken, seinen Callas zu Ende gegangen war; und als wäre es jener Augenblick zwischen sechs und sieben, wenn jede Blume erglüht – Rosen, Nelken, Schwertlilien, Flieder; weiß, violett, rot, tieforange; jede Blume von allein zu brennen scheint, zart, rein in den dunstigen Beeten; und wie liebte sie die grauweißen Falter, die dort hin und her flatterten, über den Vanilleblumen, über den Nachtkerzen! Und als sie mit Miss Pym von Vase zu Vase ging und wählte, sagte sie bei sich: Unsinn, Unsinn, sanfter und sanfter, als wären diese Schönheit, dieser Duft, diese Farbe und die Tatsache, dass Miss Pym sie mochte, ihr vertraute, eine Woge, der sie erlaubte, sie zu überspülen und diesen Hass, dieses Ungeheuer, zu überwinden, all das zu überwinden; und die Woge hob sie höher und höher, als – oh ! draußen auf der Straße ein Pistolenschuss!“

In dem so schön beschriebenen Strauß gibt es keine Tulpen, und Hortensien kommen erst ungefähr in der Mitte der Erzählung vor, hervorgerufen durch die Assoziation mit einer Freundin, die Clarissa in ihrer Jugendzeit geliebt hat, in jenem fernen Sommer, als sie sich von Peter getrennt und Hugh, ihren zukünftigen Ehemann, kennengelernt hatte. Woolf war eine Autorin der Melancholie, Depression, Einsamkeit, der Kontemplation von Schönheit und dem Lauf der Zeit, aber auch eine Analytikerin ökonomischer Systeme und Pazifistin. Im Essay *Street haunting: a London adventure* ist der Ladenbesuch mit dem Ziel, einen Stift zu kaufen, eine urbane Pilgerreise im Rhythmus der Großstadt. Während ich gierig und mit

Begeisterung *Mrs. Dalloway* las, ist mir dieses Mal ein anderer Aspekt der Erzählung, und mehr noch – der Literatur aufgefallen. Abgesehen von all den wichtigen Themen, wie dem Kriegsrahmen, der Erinnerung, der Beziehung von Stadt und Natur, sind es hier die Begegnungen, die wesentlich sind. Der Tag, an dem Clarissa Blumen kauft, und ein Kriegsveteran sich aus Angst davor, in der Psychiatrie eingeschlossen zu werden, aus dem Fenster stürzt, ist der Tag des jährlichen Festes im Hause Dalloway und der Begegnung der Dame des Hauses mit Peter und Sally.

Retrospektiven im typischen Woolf-Stil zeigen die vier Protagonisten, eine Gruppe von Freunden, deren Wege sich trennen mussten – sie haben sich zu sehr geliebt, und es ist zu viel Zeit vergangen, um die ursprüngliche Verbundenheit zu wahren, jeder von ihnen ist zur nächsten Etappe seines Lebens übergegangen. Woolf hat jedes Mal nahe an ihrer Biografie erzählt, in der Idee von Freundschaft und Trennung kann man die Echos der Geschichte der Bloomsbury-Gruppe finden, mit komplizierten Bezügen auf konkrete Personen, die ihr angehörten.

Ich will nicht, dass die Analogie als zu dick aufgetragen erscheint, also möchte gleich ansagen, dass meine Erzählung über eine Schriftstellerin und zwei Schriftsteller, und auch über mich selbst, an keine der existierenden literarischen Legenden anknüpft, und meine Anmerkungen zu *Mrs. Dalloway* einen Bericht über den mäanderhaften Gedankenlauf eines Menschen darstellen, der in Zeiten des Lockdowns nach Trost sucht. Nach literarischem Trost.

Es geht um die Begegnung an sich, und um die Stadt, die potenziell bereit war, uns aufzunehmen, die gewartet hatte und vorübergehend leer war. Bald wird sie unsere geselligen Launen befriedigen, Paare zusammenbringen. Sie wird uns erlauben, Kleinigkeiten zu kaufen. Ich werde hier in dem, was ich Ihnen zu sagen habe, keine erhabenen Saiten der Philosophie des Dialogs anschlagen, im Rahmen derer der Begriff der Begegnung nach Rollen und Schauplätzen ausgeschrieben worden ist – obwohl die Stadt uns zweifellos einen Hintergrund für interpersonelle Beziehungen, an die ich hier erinnere, geben wird. Mein Ziel ist jedoch bescheiden. Ich will erfahren, auf welche Weise die Schreibenden und ihre Texte Gelegenheit zur Zusammenkunft bieten, eine vielstimmige Erzählung bilden, in der ich eine Atempause finde.

Das literarische Leben besteht aus Begegnungen. Ganz wörtlich – aus Lesereisen, Diskussionsabenden und Autorenlesungen. Sie finden in der Realität statt und werden zum Thema von Texten. Ein Buch begegnet der Leserin/dem Leser im breitesten Sinne dieses Wortes, ohne diese verwelkt es, stirbt ab, wird im Regal vergessen. Doch abgesehen von der Wortwörtlichkeit der in Bibliotheken organisierten Veranstaltungen und dem Metapherhaften von Leseraffekten gibt es ein ganzes Netz von nicht so offensichtlichen Verbindungen zwischen Schriftstellern und ihren Werken. Es geht nicht um solche Beziehungen wie zwischen Virginia Woolf und Michael Cunningham, sondern eher um Berührungen durch Biografien, vorübergehende Zugehörigkeit, Erfahrungen, Grüße, die man auf einem Wanderweg austauscht. Ihr zartes Gewebe bildet das Lokalkolorit, es füllt mit Anekdoten solch formelle Begriffe wie Regionalliteratur, Milieu, Generation und Gruppe. Die Personen, über die ich hier sprechen werde, bilden keine Gruppe, haben keine Literaturschule verkündet,

haben nicht im selben Kulturhaus oder in derselben Redaktion gearbeitet, kein Manifest unterzeichnet, und sie hatten nicht einmal Liebesaffären miteinander. Durch eine Schicksalsfügung, aufgrund unserer Geburt, werden wir alle in einem Atemzug als Stettiner Autoren aufgezählt. Wir sprechen manchmal ähnliche Themen an – uns beunruhigt die nicht erkannte Identität des Ortes, inspiriert die vielfältige Tradition, wir werden vom Grenzlandhaften angetrieben. Wir bedienen uns gern der Ironie, des Autobiografischen und der Nostalgie. In veränderbaren Proportionen, jedoch geschickt; wir kennen die Codes. Wir schreiben sowohl kleine literarische Formen (jeder von uns hat Gedichtbände, Essays und Feuilletons in seiner Bibliographie), als auch größere Romane. Unter Anwendung entsprechender Kriterien ließe sich beweisen, dass es zwischen uns zahlreiche Verbindungen gibt, oder dass es überhaupt keine gibt, abgesehen von künstlich erzeugten Kategorien. Ich bediene mich ihrer, und zugleich schlage ich eine eigene, impressive Theorie vor, die ich als Begegnungspraxis bezeichne.

Als Literaturforscherin weiß ich die Geopolitik, die Geopoetik und die Regionalgeschichte zu schätzen, weil sie der Erfahrung näher als zentralistische, allgemeine Hierarchien sind. Zugleich wage ich daran zu zweifeln, dass sich die Beurteilungskriterien dekalibrieren ließen und die Neutralität der kleinen Schublade mit der Aufschrift „lokale Schriftsteller“ beweisen könne. Es geht einfach darum, dass die Zugehörigkeit zu einem Ort bequeme institutionelle Aspekte hat, jedoch der Konfrontation mit dem Leben im globalistischen Universalismus nicht standhält. In der Lokalität mag ich also am liebsten die Begegnung und die in den Texten hinterlassenen Spuren vom Raum, in denen sie hätten stattfinden können, stattfinden und in Zukunft stattfinden könnten. Hier muss man oft den Konjunktiv gebrauchen: sie könnten stattfinden.

Es ist kein Zufall, dass die Literaturwissenschaft Biografien, Tagebücher, Aufzeichnungen und sogar Anekdoten schätzt und auf ihr nicht systembedingtes Potenzial hindeutet. Universitätslehrbücher und -vorlesungen werden gewöhnlich aus normativen Positionen heraus geschrieben, das individuelle Gedächtnis mäandert zwischen Ereignissen und Kleinigkeiten, obwohl es auch von rein normativen Elementen unterstützt wird: bei meinen „ersten Malen“ mit der Lieblingsautorin und den Lieblingsautoren, die aus Stettin stammen, tauchen Verlage auf, Zeitschriften, Galerien, Redaktionen, Menschen, Ereignisse von lokalem, gesamtpolnischen und internationalem Ausmaß, ein Almanach städtischer Veranstaltungen – die oft vergessen worden sind, nicht mehr existieren, nach Wiederherstellung verlangen –, Erwähnungen von Strömungen in der neuesten Kultur (vor allem derjenigen, die die Migration einerseits und den Regionalismus andererseits betreffen), Literaturpreise, Vereine und schließlich persönliche Erinnerungen. Zu dieser Beschreibung, die ich Ihnen präsentiert habe, zu etwas, das ich als Bibliografie der uns verbindenden Beziehungen bezeichnen würde, könnte man noch die vielen Kritiken hinzufügen, die wir übereinander geschrieben haben. So kam es bei den unterschiedlichen Etappen, als wir uns noch nicht kannten, oder in verschiedenen Redaktionen arbeiteten, dass wir gegenseitig Kritiken übereinander schrieben. Meine Bekanntschaft mit Artur begann mit einer Kritik, ich schrieb auch eine Rezension über einen Gedichtband von Krzysztof, und auch, in neuerer Zeit, über die Romane von Brygida. Ich möchte Ihnen hier nur einen Teil dieser Bücher zeigen, und das sind längst nicht alle unsere Publikationen – von Artur, Krzysztof und

Brygida. Zum Beispiel Arturs *Abschied von der Stadt*, seine Essays über Stettin. *Hilfe*, mein Lieblingsgedichtband von Brygida, *Engel und Schweine* – ein Buch, das auf eine hinterlistige Weise die Migration zeigt. *Die Suche nach der Ganzheit* von Krzysztof. *Secret life* von Krzysztof. *Wirrwar* von Krzysztof. *Zu überprüfende Variante* von Krzysztof. Zu diesen Bibliografien, die ich versuche, hier zu erwähnen und Ihnen zu zeigen (wobei ich mich kurz aus dem Bild hinauslehnen muss) und die Sie ebenfalls in den Publikationen des Instituts für Literatur und neue Medien der Stettiner Universität finden werden, versuche ich auch, diese Kritiken, diese Spuren gegenseitiger Lektüren zu finden.

Doch wenn man die grundlegenden Unterschiede zwischen uns aufschreiben wollte, so stellt der wichtigste zugleich das traditionellste Unterscheidungsmerkmal dar: zwei Schriftstellerinnen und zwei Schriftsteller. Zwei, die fast ihr ganzes Leben lang in derselben Straße geblieben sind, und zwei in der Migration, aus der sie jedoch häufig bei uns vorbeischaun. Stettin-Berlin, es ist eine kurze Reise, über die wohl jeder von uns schon mal etwas geschrieben hat (Brygida Helbig und Krzysztof Niewrzęda natürlich das meiste, aber Artur und ich haben nicht nur über diese Strecke geschrieben, sondern sie auch gemeinsam zurückgelegt, noch vor 2000, und auch danach). Alle schrieben wir vom Polnisch- und Deutschsein. Vielleicht ist das überhaupt unser wichtigstes gemeinsames Thema. Unser Schreiben ist städtisch, am stärksten mit der Landschaft des Stadtzentrums verbunden, obwohl jeder von uns seine Protagonisten hin und wieder aufs Land, in die Provinz schickt, vor allem, wenn wir über unsere Vorfahren schreiben. Dann verlassen wir die Stadtmitte aus Ziegelstein und Beton. Hier möchte ich die Behauptung riskieren, dass wir mehr Provinz und über die Provinz, über das Land, bei den Protagonistinnen und Protagonisten von Brygida und mir finden. Der weibliche Teil dieses imaginären Vierecks sucht meistens dort nach Inspiration. Brygida Helbig und ich schreiben viel über Frauen, was natürlich erscheint; Krzysztof Niewrzęda und Artur Daniel Liskowacki schreiben mehr über Männer. Jeder von uns greift nach autothematischen Tricks auf der Ebene der Gattung, des Genres und der Sprache – wir schreiben das aus Erfahrungen auf, teilen aber auch unsere Reflexion zum Schreibprozess. Diese Tatsache ist in hohem Maße eine Generationsfrage. Wir stammen aus Generationen und Jahrgängen, in denen die Erfahrung des „Autothematismus“, des Schreibens über das Schreiben, sehr wichtig war, einer Literatur, die sich selbst betrachtet. Zugleich war es für uns selbst immer wichtig, zu erzählen. Jeder von uns hat szenische Aufzüge der eigenen „Stettiner Erzählung“, und darin begegnet man sich am leichtesten. Ich zeige Ihnen jetzt einen Teil der Bücher, auf die ich gleich zurückkommen werde. Leider habe ich Arturs Buch *Sonate für S.* nicht hier.

Diese „Stettiner Erzählung“ ist die einfachste, leichteste Begegnungsebene. Sie schafft Verbindungen, die von Anderen wahrgenommen werden; weniger sichtbar bleiben dagegen tiefer verwurzelte Motive, auf der Ebene der in die Texte hineingelegten Emotionen. Ich bin der Meinung, dass unsere Begegnungen eben deshalb wertvoll und nicht oberflächlich sind, weil sie diesen Unterbau haben, den Sie nicht sofort sehen können, einen Unterbau, den man erst finden muss, indem man die oberen Schichten freilegt. Und dort irgendwo unten befinden sich unterirdische Triebe, jedoch möchte ich es den Literaturwissenschaftlern überlassen, die vielleicht gerade mit ihrem Studium beginnen oder noch nicht geboren wurden, diese zu entknäueln. Das überlasse ich jenen, die uns in diesem Viereck lesen wollen.

Sie werden mit Sicherheit unsere Prosawerke zusammenstellen. Hier gibt es viele Varianten, man kann unterschiedliche Zusammenstellungen miteinander komponieren, aber am stärksten wird vermutlich die Zusammenstellung zwischen *Sonate für S.* (2000), meinem Roman *Bambino* (2007), Brygida Helbigs *Kleine Himmel* (2013) und dem neuesten Roman von Krzysztof Niewrzęda von 2020, *Confinium*, sein. Das sind Romane, die ich als Erzählungen, Narrative über die Abstammung der Stettiner bezeichnen würde. Für die Leserinnen und Leser werden sie sich höchstwahrscheinlich zu „zu überprüfenden Varianten“ zusammenfügen (*Zu überprüfende Variante* ist der Titel eines 2008 erschienenen ganz besonderen, nach der Form des Romans suchenden „Romans in Erzählungen“ von Krzysztof Niewrzęda). Kritiker, die dazu neigen, Abhängigkeiten festzustellen, werden auf den Kontext der Zeit hindeuten, in der die Bücher geschrieben wurden. Jeder dieser Romane gehört in eine etwas andere Zeit, hat eine andere Nachbarschaft, entsteht als Antwort auf andere Impulse, die aus der zur selben Zeit in Polen entstehenden Literatur fließen. Man könnte sagen: ja, ich begegne Artur, Brygida und Krzysztof in diesen Texten, doch heute habe ich beschlossen, für Sie kleine Ausschnitte herauszusuchen, auf die man nicht sofort aufmerksam werden würde, wenn jemand von außen, der nicht an unseren Begegnungen teilgenommen hat, sie lesen würde. Ausschnitte, in denen es zu einer Intensivierung des Eindrucks von Koexistenz in einem imaginären und realen Raum kommt. Mit anderen Worten: ich werde für Sie Exzerpte des Schaffens meiner Kollegin und meiner Kollegen interpretieren, um Ihnen zu zeigen, auf welche Weise ich ihnen begegne und was mir das bringt.

Ich beginne mit Brygida Helbig. Gemeinsam mit Brygida studierte ich im Studienjahr 1982/1983 an der Pädagogischen Hochschule in Stettin. Wir haben zusammen einen Deutschkurs besucht. Mit welchem Erfolg, hat sich im Weiteren gezeigt. Nach einem Jahr ging Brygida ins Exil. Wir trafen uns 2000 wieder, als Polen Gastland bei der Frankfurter Buchmesse war. Es war das Debütjahr von Brygidas Roman *Palówa [Knüppelprügel]*. Seitdem hielten wir Kontakt, der am intensivsten war, als Brygida an der Stettiner Universität als Gastprofessorin arbeitete. Wir moderierten Lesungen – ich ihre, sie meine – es waren unzählige Male. Zuletzt am 27. März, zwei Wochen vor dem Lockdown. Ich erzähle Ihnen von meiner Bekanntschaft mit Brygida, aber zugleich gebe ich Brygidas Biogramm wieder, ich zeige, woher sie kommt, welche wichtigsten Knotenmomente in ihrer Biografie von Bedeutung sind, wenn wir versuchen, ihr Werk zu verstehen. Jetzt ein paar Sätze aus dem Roman von Brygida, von dem man schrieb und sagte, dass er am „stettinhaftesten“ sei. Obwohl auch *Knüppelprügel* uns durch die Straßen von Stettin geführt hatte und von der in dieser Stadt verbrachten Kindheit erzählte.

Kleine Himmel ist jedoch enger in diesem städtischen Raum platziert und sucht nach Zugangswegen zu ihm. Es erzählt darüber, woher all die Menschen hergekommen sind, die heute als Stettiner bezeichnet werden.

„Ein Junge hätte als erstes geboren werden sollen, davon ist Zuzanna überzeugt. Aber er hat es sich anders überlegt. Oder Gott hat es sich anders überlegt. Es kommt auf dasselbe hinaus. Das Auto der Marke „Syrena“, mit dem Basia im Außendienst in der Pampa unterwegs war und zu diversen Betrieben fuhr, um deren Buchführung zu prüfen, war zu heftig durch die Schlaglöcher gepoltet. Und so kam es, dass die Blutströme Marek, oder vielleicht Mariusz, hinaus spülten. „Tut mir leid, falscher Körper, zurückbleiben bitte“, rief Gott. „ich habe mich

vertan!“ Kleine Fehlgriffe können auch Gott passieren. Und so veranlasste er die Rückkehr des Jungen und schickte Zuzanna als Erste ins Gefecht. Doch das Mädchen sträubte sich zunächst – *Lieber Gott, lass den Kelch an mir vorübergehen* – so wie sie sich später vor der Türschwelle des Kindergartens und vor jeder weiteren Schwelle im Leben sträuben wird.

Zuzanna wurde gewissermaßen für das ungeborene Kind geboren. Das verpflichtet. Ist eine Hypothek. Dieses Mal passte Basia während der Schwangerschaft höllisch auf, und wenn sie ins Gelände fuhr, setzte sie sich nur auf Wolldecken, um das zweite Kind nicht auch noch zu verlieren.

Oftmals träumte später Zuzanna von ihrem ungeborenen Bruder, zum Beispiel, dass er irgendwo nach Deutschland entführt wurde. Vielleicht wurde er tatsächlich irgendwo dort als Kind eines Ex-Nazis geboren, der vor der Familie und vor sich selbst ein Verbrechen verbirgt und hartnäckig schweigend beim Abendessen sitzt. Bis die Blase des Schweigens platzt.

Oder er wurde nirgendwo geboren.

Dabei wünschte sich Waldek so sehr einen Sohn!

Im Krankenhaus in der Arkońska-Straße war jedoch Zuzanna im Anflug.

Sie hatte es allerdings nicht eilig, auf die Welt zu kommen, weigerte sich tapfer, kann aber auch sein, das Basia sie nicht raus lassen wollte. So oder so, das Vergnügen zog sich ewig in die Länge. Bis schließlich der leicht erschöpfte Dr. Szelkenbach das Mädchen unsanft mit einer Geburtszange aus dem Bauch zerrte, wobei sich die Zangenlöffel in die Schläfen pressten. Komm raus, du Frosch, es bringt nichts, sich vor dem Leben zu verstecken! Nur Mut! Raus, raus, raus die Maus! Es gibt keinen Grund, dieses Abenteuer aufzuschieben. Und dann warf er einen Blick auf die halbtote Basia und seufzte schwer: „Schauen Sie mich nur an.“

Ihm stand der Schweiß auf der Stirn.“

Dieses Fragment und was darauf folgt – die Beschreibung des Krankenhausaufenthaltes, der anfänglichen Enttäuschung des Vaters und wie er sich in Zuzanna langsam verliebt, als er sie zum ersten Mal nach der langen Trennung wieder sieht, die einem durch das damalige Gesundheitssystem zugemutet wurde. All das erinnert an Geschichten aus vergangenen Zeiten. Sie passen kaum zu dem, was heute über die Geburten geschrieben wird. In gewisser Weise sind dies zusammengehörige Geschichten, deponiert in den gemeinsamen Lebensgeschichten der Frauen unserer Jahrgänge, obwohl die Erzählerin hier in die Geburtszeit von Zuzanna zurückgeht, in die 60er Jahre. Sie beschreibt hier etwas, worüber ich in den letzten Tagen nachgedacht habe oder immer noch sehr intensiv nachdenke: Es ist ein Fragment über die Entbindung in einem Stettiner Krankenhaus aus der Vorkriegszeit, wo ursprünglich vor dem Zweiten Weltkrieg ein Pflegeheim untergebracht war (ein Pflegeheim vor allem für Menschen im hohen Alter), anschließend während des Krieges ein SS-Krankenhaus und nach 1945 ein Krankenhaus für Infektionskrankheiten. Meine Mutter arbeitete dort als junge Krankenschwester noch vor meiner Geburt im Jahre 1963. Ich selbst kam in einem anderen Stettiner Krankenhaus aus der Vorkriegszeit zur Welt, denn in Stettin sind alle Krankenhäuser (bis auf das in Szczecin-Zdroje) in Vorkriegsbauten untergebracht.

Zur Zeit gibt es an der Arkońska-Straße wieder ein Krankenhaus für Infektionskrankheiten, heute Schwerpunktkrankenhaus genannt. Dieses Umfeld beschrieb ich in meinem Roman *Die Fünfzig*. Die Protagonistin geht mit einem neuen Bekannten die Broniewski-Straße entlang, wo sich die Seitenzufahrt der Rettungsstelle und auf der gegenüberliegenden Seite die Psychiatrie befinden. Brygida beschreibt in dem Moment die pränatale und frühgeburtliche Geschichte Zuzannas – eine Geschichte, die in den Erinnerungen der Eltern knapp gestreift wird, in Träumen auftaucht, aus verschiedenen Anlässen von Anderen erzählt wird; eine Geschichte, welche aber die ganze Zeit im Körper, Geist, in Gedanken und Erinnerungen präsent ist: in Angst, Sehnsucht und Hemmungen Zuzannas, die sie als Erwachsene bereits analysieren kann, etwa die Ursachen ihrer Lebensentwürfe. Zuzanna – so steht es wörtlich im Text – sträubt sich gegen das Leben, was möglicherweise Folge des frühen Traumas oder der erzählten Geschichten ist, mit denen das kleine Mädchen immer zu Hause gefüttert wird und die sie mit der Generation teilt, die mit künstlicher Pulvermilch ernährt und in die Krippe gebracht wird. Zuzanna ist jemand – so empfindet sie das – der "als zweiter" auf die Welt kommt, anstelle von jemand anderem; sie ist jemand, dessen Leben bedroht war, der mit Gewalt mit Hilfe einer Geburtszange auf die Welt geholt wurde; sie ist jemand, der "kein Junge" gewesen ist, jemand, der der Mutter Leiden zufügte, jedoch letztendlich auch jemand – was sehr wichtig ist – dessen sich die Krankenschwestern angenommen haben.

Diese Geschichte ist mir sehr vertraut – ich treffe mich darin mit Brygida – aus Gründen, über die ich bereits gesprochen habe. Es ist zum einem die Geschichte des Krankenhauses an der Arkońska-Straße, wo heute Patienten während der Pandemie eingeliefert werden. Für mich ist es aber auch die Geschichte eines Krankenhauses, mit dem die Geschichte meiner Mutter verbunden ist, auch die meiner Stadt und des Krankenhauses, in dem die fürsorglichen Krankenschwestern gearbeitet haben. Ich denke auch, ich teile mit der Protagonistin auch die Angst, die dem Zeitgeist entspringt, in dem wir auf die Welt gekommen sind – eine Angst, die in den 60er Jahren verwurzelt war, als man den Krieg noch erinnert hat, der unseren Eltern eine traumatische Erfahrung zuteilwerden ließ. Es waren auch Zeiten, in denen die Hoffnung bereits spürbar war – nach dem Tauwetter der späten 50er Jahre – aber auch Zeiten von "kalter Zucht", als die Mütter arbeiten gingen und ihre Neugeborenen der Obhut des beauftragten Personals überließen oder in die Kinderkrippen absoben; es waren Zeiten, in denen Männer nicht bei der Geburt zugegen sein und ihre Ehefrauen nicht einmal besuchen durften; Zeiten, in denen kleine Kinder – wie durch ein Wunder – mit einer heute unüblichen Methode zur Welt gebracht wurden. Ich denke deshalb, dass dieser Roman in der Tiefenstruktur eine Geschichte unserer Generation ist – nicht nur in dem Sinne, wie man über das Buch *Kleine Himmel* [Niebko] schrieb, dass es eine Geschichte von zugezogenen Stettinern ist, die aus verschiedenen Richtungen hierher strömten und die nächste Generation mit ihrem Trauma beschenkten. Aber es ist auch eine "Basisgeschichte" unserer Generation – von Kindern, die Spuren der Geburtszange an ihren Köpfen tragen.

Jetzt komme ich zu einer schwierigen Auswahl aus dem breiten Werkspektrum der Prosatexte von Artur Daniel Liskowacki. Ich will aber nicht über *Sonate für S.* [Eine kleine...] sprechen, über dessen Teile ich in vielen Publikationen geschrieben habe, u.a. in meinem Professorenbuch. Artur verdanke ich somit auch, dass ich den Professortitel erlangt habe – indirekt dank ihm, weil ich einiges zu lesen hatte und über die Spuren, Lücken, Schichten, die

das Konstruktionsprinzip seines Stettiner Romans bildeten, schreiben konnte. Aber ich habe ein anderes Fragment gewählt – warum es für mich wichtig ist, werde ich Ihnen gleich sagen – einen Ausschnitt aus dem Erzählband *Capcarap* [*Zappzarapp*], herausgegeben im Verlag Forma im Jahre 2014. Ich zitiere hier ein längeres Fragment: eine Miniatur unter dem Titel *Drei Telefonate*.

„Mit diesem Anruf hat er mich geweckt. Ich stand im Flur, erstarrt, halb tot, wie immer um diese Zeit „Artur, pass mal auf, ich habe ihm in die Fresse gehauen, ich musste es.“ Ich murmelte etwas zur Antwort, ohne Sinn und Verstand, mit einer tiefen Stimme, als wäre ich dort, wo er war und täte das, was er ... Aber *er* war es, der mir nicht zuhörte. Oder er hörte, dass ich etwas anderes sagte, ein anderes Mal. „Ich musste es, weißt du, er ... at ...ich ... eleidigt.“ „Was? Beleidigt hat er dich?“ „Was? Wer wen?“ „Dich, sag ich, verdammt noch mal! Ich redete mit ihm über dich und er ...at ...ich ... eleidigt.“ Er sprach, indem er jedes Wort langsam zusammenstellte, als wollte er es sich jedes einzeln anschauen, bevor er es aussprach. Und ich kroch gerade aus dem tiefen Traum heraus wie aus einem feuchten Loch, ungeschickt, auf allen Vieren, um mich an etwas festzuhalten. „Mach dir nichts daraus, Marek, lass es gut sein“ sagte ich und dachte insgeheim „lass *mich* in Ruhe“. Aber woher die Ruhe nehmen, jetzt in der Früh, wenn die kleine säuerliche Wunde brennt wie ein Splitter aus dem ausgelutschten Bonbon. „M... so ... ein Schieber, eine Null, nichts, nur in die Fresse hauen...für dich, weißt du?“ „Und was *bin ich*, Łęcka Izabela?“, scherzte ich angestrengt und fühlte die Kühle unter der Haut des Pyjamas. Hinter der Fensterscheibe gab es noch gar nichts, also alles ist umso mehr. „Ach, lassen wir's, was hat er denn über mich geredet?“ „Dass du Kommunist bist und Jude“, sprach er plötzlich so deutlich, als wäre das bereits der nächste Morgen. „Was lachst du, Marek, als ob das unwahr wäre? Du weißt ja selber, was wahr ist.“ Ich sage es ihm so, als würde ich das abstreiten, denn abstreiten ist wie bestätigen, und bestätigen ist wie schämen. Weswegen? Wegen einer Bestätigung der Verneinung? „Dass du ein Kalmücke bist?“, bohrte er weiter. „Das heißt, Jude? Na, klar, so einer wie du“, lachte ich. Stille im Hörer. Er ist wohl eingnickt, der Kopf fiel ihm auf den Tisch, auf die Fensterbank, auf den Schoß, auf die Knie... Knie wie Äpfel... ich sah das Bild vor mir wie in irgendeinem Gedicht, das mich seit ein paar Tagen nicht locker ließ, wie auf einem lyrischen Bild von Chagall. Ausgerechnet jetzt Chagall...! Aber er war dort ganz einfach ruhig da, atmete, weil er schwieg, bis er plötzlich sagte: „Wie nach einem Urteil. Woher weißt du es?““ [...]

Ich lasse ein Fragment aus. Und fahre fort:

„„Super, dann werden wir es nutzen und veruntreuen. Wieso sprichst du denn so leise?“ Ich war wirklich erstaunt. Woher jetzt plötzlich der neue Gesprächsfaden? Und auf einmal klang er so mitteilhaft? „Von so 'ner Frau in der Bank. Wenn, dann von dieser Frau.“ „Von welcher Frau denn?!“ „Red' nicht so laut, ich sag doch, von dieser von der Bank. Glaubst du, das ließe sich gleich besorgen, sofort, ohne Stempel, ohne Warschau?“ „Dir hat irgendeine Frau geholfen?“ „Nicht irgendeine, sondern die von der Bank...“, hielt er inne. Ich sah wörtlich seine Stimme, wie sie über den Wassern schwebte. „Und jetzt rufst du von der Frau am Schalter an?“, fragte ich eher mechanisch, unwillkürlich. Aber das sind eher Servicestellen als Schalter, an der Post übrigens auch. „Von zu Hause, von ihr“, flüsterte er, den Mund direkt am Hörer. „Denn ich bin zu ihr gegangen, weißt du? Artur, was soll ich jetzt machen? Die ist

wohl ins Bad gegangen." „Ist das ein Scherz? Soll *ich* dir sagen, was du mit ihr machen sollst? Ich dir?!" „Ja, sag's mir, sag!". Und dann war ich weg, um rechtzeitig zurück zu sein, wenn ich fertig bin. Ich war fast fertig, als das Telefon klingelte, ein recht großes schwarzes Nokia auf dem Schreibtisch am Fenster – und draußen Schnee. Handys waren schon (mindestens in meinem) Gebrauch und die Erzählung konnte Fahrt aufnehmen. Es war J. am Telefon. Ich hörte sie schon weinen, obwohl sie noch nicht weinte. Sie sagte: „Marek ist tot." Erst jetzt konnte sie losweinen. Ich dachte: „Gott, und was ist jetzt mit meinem Buch?" Und ich hörte das, obwohl ich so tun wollte, als würde ich es nicht hören. Ich ging vor mein "Künstlerhaus", meine (so) kreative Arbeitsstätte: Die Bäume standen schwarz auf weiß, ich lief umher und hinterließ eine Unmenge Spuren im Schnee um das Blumenbeet. Vom Fenster aus konnte man sie dann sehen – ein reguläres Kränzchen, ein Kranz aus Spuren. „Ich rufe ihn an und sag es ihm", dachte ich, um mich nicht vor mir selbst zu rechtfertigen. Ich erzähle es ihm, wir lachen uns tot.“

Um diesen Ausschnitt herum muss ich, damit er verständlicher wird, ein Biogramm von Artur Liskowacki aus meiner Feder bauen. Artur habe ich 1985 kennengelernt, in der Redaktion von *Morze i ziemia* [Meer und Erde]. Es war das Publikationsjahr eines Gedichtbandes von Arturs *Autoportret ze szminką*. [Selbstporträt mit Schminke]. In den 90er Jahren begann unsere reguläre Zusammenarbeit im Rahmen der Tätigkeit der Stettiner Abteilung des Schriftstellerverbandes, der im Jahre 1989 auf Initiative von Jerzy Pachlowski gegründet wurde. Artur war in den Jahren 1996-1999 Vorsitzender des Verbandes. Der Stettiner Verband polnischer Schriftsteller hat keine Chronik. Ich habe versucht, etwas über den Verband herauszufinden – bei Wikipedia, auf der Webseite und es stellte sich heraus, dass es gerade mal rudimentäre redaktionelle Notizen gibt, die einige wenige Daten und ein paar Namen enthalten. Wir haben keine Chronik und ich weiß eigentlich nicht, warum. Ich will noch hinzufügen, dass dies in meinen Gesprächen mit Artur ein wiederkehrendes Thema ist. Oft überlegen wir, wer diese Chronik schreiben sollte. Sie existiert nur in unseren privaten Archiven, ist aus der gesamt-polnischen Perspektive unsichtbar. Nichtexistent – aus der Sicht der Künstlerverbände. Dieses unerhörte Versäumnis ist durch das ungeheure Tempo des Wandels nach 1989 gerechtfertigt. Wir alle machten so viel, so viel Neues, dass wir vergaßen, aus unseren losen Notizen, aus den (damals seltenen) Fotos, aus unseren Erinnerungen eine Chronik zusammenzustellen. Wir sollten irgendwann diese Lücke schließen.

Artur publizierte vielfach in der von mir mit herausgegebenen Stettiner Zweimonatszeitschrift *Pogranicza* [Grenzgebiete], die in den Jahren 1994 bis 2012 erschien. Im akademischen Jahr 2017/18 lehrte er – auf meine Überredung hin – bei Meisterworkshops für angehende Autoren im Rahmen des Studienfachs Kreatives Schreiben an der Fakultät für Polonistik und Kulturwissenschaft der Stettiner Universität, und zwar für den ersten Jahrgang unserer Studierenden dieses experimentellen Studienfachs. Im Jahre 2000 erschien im Verlag 13 Musen, wo wir auch *Pogranicza* herausgaben und der unser Sitz war, ein Buch, das auf die Short List des literarischen Wettbewerbs um den Nike-Preis kam: Der Roman *Sonate für S* [Eine kleine...]. Mit Artur treffe ich mich nicht oft, aber regelmäßig. Wir sprechen über die literarischen Kreise und was wir ihnen schuldig sind, sowie über unsere Vorhaben: Wohin wir fahren wollen, um zu schreiben, was wir publiziert haben und was noch ansteht. Wir waren

für den 10. März verabredet, aber es war bereits klar, dass man gesellschaftliche Aktivitäten temporär aufgeben muss.

Ich habe Ihnen einen Abschnitt aus *Capcarap* vorgelesen, weil dieses Fragment, wie ich denke, eine Anknüpfung an diese nichtexistente Chronik darstellt. Es könnte ein Kapitel, ein Beitrag zu dieser Chronik sein. Obwohl Artur die Vornamen geändert hat, Initialen benutzte, ist es für mich klar, dass er unseren gemeinsamen Freund beschrieb. Ich gehe davon aus, dass der Protagonist dieser Erzählung, die ein Bestandteil der *Notatka do nekrologu* [Eine Note zum Nachruf] ist, dieselbe Person ist, die ich in meinem neuesten Buch *Kroniki oporu i miłości* [Chroniken des Widerstands und der Liebe] beschreibe: Ich habe ihn als wissenschaftlichen Mitarbeiter dargestellt, der an der Hochschule für Pädagogik arbeitete, als einen verrückten Dozenten für Poetik. Artur verstand es, die Sprunghaftigkeit und Leidenschaftlichkeit dieses Protagonisten gut einzufangen – einschließlich seines charmanten Sprechfehlers, der manchmal zu missverständlichen Monologen führte. Dieser Sprechfehler hatte zur Folge, dass man manchmal richtig die Ohren spitzen musste, um nicht zu unterschätzen, wie wichtig Dinge waren, die er uns zu sagen hatte in all den Situationen, in denen wir ihn erlebt haben – im Hörsaal, in der Redaktion von *Pogranicza*, im Verlag 13 Musen, bei Treffen und Veranstaltungen, bei deutsch-polnischen Dialogen oder als wir einfach in der Bar saßen und Bier und Wodka tranken. Artur verstand dieses „etwas“ unglaublich treffend einzufangen: diese Inbrunst, die Sprunghaftigkeit seiner Person, seine – würde ich sagen – Jungenhaftigkeit, die aus heutiger Zeitperspektive seine auffälligste Eigenschaft gewesen zu sein scheint und mich traurig stimmt. Wenn ich daran denke, dass Arturs Protagonist, unser gemeinsamer Freund, der nicht richtig in die Chroniken aufgenommen wurde, längst gestorben ist, erfüllt mich das mit Trauer. Es war so jung, dass er einem wie ein Junge erscheinen konnte, nicht nur, weil er im Morgengrauen anrief, um mitzuteilen, dass er keinen Fluchtweg aus der Wohnung eines Mädchens wusste, die er zufällig betrat, oder als er unglaubliche Visionen vor uns entfaltete, wie wir Stettin oder die Wirklichkeit (und wohl auch das Weltall) verändern würden. Dass all das lange her ist, dass wir alt geworden sind und er in unserer Erinnerung jung geblieben ist – und auch in den Prosafragmenten, die wir ihm widmen können. Ich möchte hinzufügen, dass wir alle vier – Brygida, Krzysztof, Artur und ich – diesen Menschen kannten. Und zusammen mit ihm machen wir das Stettin aus, in dem wir uns begegnen.

Krzysztof Niewrzęda habe ich in der zweiten Hälfte der 90er Jahre über Leszek Szaruga kennengelernt. An Einzelheiten dieser ersten Begegnung kann ich mich nicht erinnern. Der Ort kann die Kunstgalerie *Piastów 75* gewesen sein – im sehr regen künstlerischen Kreis um Jarosław Ejsmont. Hier fand im Jahre 2002 eine Performance anlässlich der Herausgabe eines Heftes von *Pogranicza* statt, das teilweise den Berliner *Polnischen Versagern* gewidmet war. Krzysztof schrieb für *Pogranicza* einen Zyklus von Feuilletons, die er *Aus Deutschland zugesandt* nannte. Wir mochten diese Feuilletons sehr, sahen in ihnen einen festen Bestandteil, einen wesentlichen Teil unserer Zeitschrift. Wir veröffentlichten auch Gedichte und Prosa von Krzysztof. Ein Teil dieser Feuilletons erschien später in seinem hervorragenden Band *Czas przeprowadzki* [Zeit des Umzugs] im Jahre 2005. Und so sieht dieser Band aus. Im gleichen Jahr gab der Verlag 13 Musen den Band *Popołudnie* [Nachmittag] heraus. Als ich mich für das heutige Treffen mit Ihnen vorbereitete, suchte ich

auch unter meinen Rezensionen innerhalb unseres Autoren-Vierecks nach Materialien, und es bestätigte sich, dass ich diesen Band eben in der Zeitschrift *Pogranicza* rezensiert hatte. Am 24. April, vor wenigen Tagen, kaufte ich *Confinium*, den neuesten Roman von Krzysztof Niewrzęda: *Confinium. Eine Stettiner Geschichte* – so der vollständige Titel (Confinium – lat. Rand). Ich kaufte das Buch in einer kleinen, lokalen Buchhandlung, die üblicherweise Kinderbücher anbietet und ein eher schmales, aber erlesenes Angebot für Erwachsene hat. Es war der erste direkt getätigte Kauf (Bücherkauf natürlich) seit dem Ausbruch der Pandemie. Mit Krzysztof treffen wir uns in der Regel einmal pro Jahr, manchmal häufiger, zuletzt in Berlin am 27. März, am selben Abend wie mit Brygida. Wir unterhielten uns über Politik und Leben. Wir planten, uns am Tag der Premiere von *Confinium* in der Kunstgalerie *Piastów 75* zu treffen und die Ereignisse von vor gut einem Dutzend Jahre und die Sitten von damals wieder ins Gedächtnis zu rufen. Das einzige Hindernis, das wir damals in Betracht zogen, sollte damals der Terminplaner für meine Reisen sein, der jetzt völlig unbrauchbar geworden ist.

Da ich Ihnen aber von den Motiven unseres Schaffens erzählen will, kann ich wieder auf einen Text von Krzysztof Niewrzęda zu sprechen kommen, der vielfach besprochen worden ist und zu seinen meist kommentierten und rezipierten Texten gehört, so dass Sie in dem hier schon erwähnten Buch mit Beiträgen zur Literatur Stettins auch einen Beitrag darüber finden können. Ich wähle diesen Text anstelle von *Confinium*, und das obwohl *Confinium* sehr wohl zu der Anthologie der Texte über das Wesen Stettins passt, weil der essayistisch anmutende Duktus etwas über die Beweggründe auszusagen vermag, warum man sich irgendwo niederlässt. Da ich diese Ansicht teile, möchte ich hier einen Abschnitt anführen:

„Meine nächste Umgebung. Dass ich mich in Berlin viel wohler fühle als etwa in Bremen, resultiert nicht nur daraus, dass ich hier auf viele Ecken gestoßen bin, die von meiner eigenen Geschichte erfüllt sind, von den Ereignissen, die mir als Besucher der Hauptstadt der DDR zuteilwurden. Das wichtigste für mich ist nämlich, dass Berlin mich an Stettin erinnert. Ich meine natürlich nicht Unter den Linden oder die gigantischen Kreuzungen am Alexanderplatz. Auch nicht die monumentale Karl-Marx-Allee oder den hypermodernen Potsdamer Platz. Ich habe auch nicht die Plattensiedlungen im Sinn, die mit Hochhäusern vollgestellt sind, bei denen die Spalten zwischen den Platten notdürftig mit Bitumenstreifen abgedichtet wurden. Nicht, dass man sie in Stettin nicht zu sehen bekommt, sondern weil sie an eine beliebige mitteleuropäische Stadt erinnern. Ich denke vor allem an Plätze und die Bebauung um die Kreisverkehre herum, an breite Alleen, durch deren Mitte Straßenbahnen fahren, an Baumspaliere, städtische Parkanlagen, Häuserviertel aus dem 19. Jahrhundert und Villen aus derselben Zeit, und nicht zuletzt auch an modernistische Einfamilienhäuser oder mehrstöckige Häuser, die den formalen Kriterien des Funktionalismus frönten. Denn all das, was Stettin so sehr ausmacht, ist auch für Berlin charakteristisch, vornehmlich für Berlins östliche und nördliche Bezirke. Zweifellos kann man die für Stettin typischen Elemente in Pankow finden, wo ich wohne, und in Prenzlauer Berg: Immer, wenn ich dort bin, scheint es mir, als ob ich in Stettin wäre, nur weiß ich manchmal nicht, wo diese Ecke ist. Es ist, als hätte ich die Orientierung verloren oder wäre in eine mir bislang unbekannte Gegend gelangt, nach Niebuszewo oder nach Pogodno. Ich denke, wenn man nach einem alkoholgetränkten Gelage die Partygäste anschließend aus Stettin hierher verfrachten würde, ohne sie zu

informieren, und man würde sie in den "Stettiner" Winkeln von Pankow oder Prenzlauer Berg aussetzen, würde niemand nach dem Aufwachen glauben, dass er in Berlin gelandet ist. Erst wenn er in der nahegelegenen Kneipe ein Konterbier bestellen wollte, würde er eine Überraschung erleben. Der Kater könnte sich dann in ihren Köpfen austoben. Die Protagonisten dieser Geschichte würden beim Klang der deutschen Sprache wohl an die Möglichkeit der Teleportation unter dem Einfluss ihrer Lieblingsgetränke glauben. Aber ein ähnlicher Eindruck kann uns auch ohne Alkoholverzehr zuteilwerden. Es reicht, in eine Seitenstraße in der Nähe meiner Wohnung einzubiegen, um in eine Gegend zu gelangen, die an das Stettiner Pogodno oder Umgebung erinnern.“ Die nächste Gegend, von der Krzysztof schreibt, gehört auch mir, aber aus einer anderen Perspektive, von Pogodno aus. Krzysztof hat in diesem Fragment eines der Grundprinzipien eingefangen, nach denen wir handeln, wenn wir unseren Lebensmittelpunkt verlagern. Den Ort in der Welt zu wechseln ist jetzt unmöglich. Aber wir suchen nach Ähnlichkeit oder Andersartigkeit. Möglicherweise trifft das generell auf das Leben zu: Wir wünschen uns Wiederholungen des Bekannten oder einen radikalen Bruch. Alles andere ist ein Zwischen-, Übergangs- oder Schwebezustand. Es scheint mir, dass man mit diesen Kategorien alle Texte beschreiben kann, die ich hier angeführt habe. Man kann damit das Schaffen dieser Autor/innen beschreiben, von denen ich hier gesprochen habe. Wir treffen uns, wenn unser Ortswechsel an einem Ort seinen Höhepunkt erlebt. Und die Intervalle dazwischen, die Löcher, in die wir geraten, sind Zeitlöcher zwischen unseren Treffen, es sind Momente, in denen wir nach Orten Ausschau halten, wo man es sich bequem machen kann, so wie ich jetzt auf dem Balkon in Pogodno, Krzysztof und Brygida in Berlin, und Artur in seiner Stettiner Wohnung.

Die von mir angeführten Textabschnitte markieren den Verlauf von Erfahrungen, deren Quelle ihren Ursprung in den Biografien nimmt und die ich in zweifacher Weise teile: Erstens durch das Leben in derselben Szenerie und zweitens durch die Bibliothek, in der unsere Bücher nebeneinander stehen.

Abschließend möchte ich daher noch auf mein Buch zu sprechen kommen: *Kroniki oporu i miłości* [*Chroniken des Widerstands und der Liebe*], das auf die gleichen gemeinsamen Bestände von Geschichten und Treffen zurückgreift: auf Biografien, städtische Erfahrungen als das, was die Stettiner Geschichte ausmacht. Ich lese Ihnen ein Fragment vor, in dem ich nach einem Stettiner Begegnungsort suche und dabei auf ähnliche Bestände des Vergangenen zurückgreife.

„Ich sah ein Schneideratelier, fast komplett, an einem Modell hing ein wunderschönes Kleid. „Opa, sag mal, Opa, was für eine Farbe ist das?“ „Was für eine? Du weißt doch, Basieńka, welche Farbe Oma am besten steht?“ „Rote-Bete-Farbe?“ „Du Spaßvogel, rote Bete passt gut in eine Schüssel aus Meißner Porzellan. Meiner Gemahlin passt dagegen...“ „War Oma eine "Gemahlin"? „Ja, später. Sie ist es jetzt noch und wird es für die Ewigkeit sein. Als ich dieses anprobefertige Kleid sah, noch mit einer Heftnaht auf der Oberfläche, lief Oma in der Nähe umher und wartete auf den Ritter.“ „Auf einen Ritter?“ „Ja, du Rotznase, auf mich!“ – Opa schwellte stolz seine Brust und demonstrierte seine Bereitschaft, die Ritterrüstung zu tragen. Die Geschichten über alte Männer berührten mich. Ich hatte im eigenen Umfeld keine alten Männer, die gut erzählen konnten, hatte nur einen jüngeren Bruder mit einem Sprechfehler, einen unsicheren Vater und weit weg lebende Onkel. Die fremden alten Männer machten

schüchtern und erwarteten Akzeptanz. Nach wie vor mag ich es, wenn sie mich an den Straßenbahnhaltestellen ansprechen. Ich spüre darin eine erotische Melancholie – ein Gegenmittel gegen meine eigene. „Welche Farbe hatte das Kleid denn, hast du es vergessen?“ – anquatschen konnte Basia gut. „Kornblumenblau, wunderschön, wie eine Wiese am Waldrand, du Popel“. Józef, erklärte Basia, als er seine Mission, die Zivilisation in die wiedergewonnenen Gebiete zu bringen, beendete, unterrichtete Biologie und lebte von der wohlverdienten Pension, von seiner Familie, den Erinnerungen und dem Schrebergarten. „Kornblumenblau – was ist das für eine Farbe?“ – gab sich Basia ahnungslos. An dieser Stelle müsste man auf den Pflanzenatlas zurückgreifen, der zwar die Farben ein wenig verfälschte, aber dafür sehr präzise die Pflanzenstruktur erklärte. An einem freien Vormittag oder wenn sie sonntags allein zu Hause blieben, würden sie unbedingt zu wissenschaftlichen Nachschlagewerken greifen. Kürzere Vorträge dagegen schlossen eine stundenlange Suche in Bibliotheken aus. Spaziergänge draußen im Wald oder auf Wiesen veranschaulichten wiederum die Lichtdispersion. Kornblumenblau passte zu Eugenias Augen. „Ich habe das Lokal gesichert, ließ einen Soldaten mit den auf wundersame Weise beschaffenen Nägeln die Fenster zunageln und begab mich auf die Suche nach einer Prinzessin, zu deren Augen das Kleid passen würde. Nach einer solchen, deren Taille ...“ „Józio, ich warne dich“, rief ihm Oma Genia aus der Küche zu, die sehr wohl die Bravur ihres Mannes kannte und der falschen Bildung ihrer Enkelin vorzubeugen versuchte. Kornblume, ok, ähnlich wie Leberblümchen, Malve, Aster, Kelch einer Lilie oder einer Nelke. Es schickt sich, dass ein Mädchen den Duft des Gartens und die Feinheit der Blumen und die Nützlichkeit von Gemüse kennt, und den Lebenszyklus von Insekten und Obstbäumen lernt. Kein Grund sich zu schämen. Eine Taille zeichnet Prinzessinnen aus – und die Schneiderinnen wissen das am besten. „Hast du, Basieńka, gesehen, wie sich Oma anstrengen muss, um Frau Kowalska einen Einschnitt zu machen? Noch eine Nahtzugabe, noch eine Falte weniger, sie fummelt am Abnäher bis das Material knapp wird und die Kundin an eine Presswurst erinnert.“ Basia konnte meisterlich stopfen, hatte ihren eigenen Kopf. Sie wollte das Glas halb leer sehen, wo es doch aber vorkam, dass sie in diesem Atelier, das von Opa besetzt war, wunderbare Kreationen aus ausländischen Stoffen oder Seide aus Milanówek schneiderten. Ein Matrose, den sie kannte, hatte Basia eine deutsche Schere für Linkshänder gebracht, obwohl sie mit einer normalen hantieren gelernt hat. Sie zeigt sie mir, wir probieren sie am Papier aus, sie ist nach wie vor scharf.“

Das war eines meiner Stettiner Fragmente – nach den Auszügen aus Brygida Helbig, Artur Liskowacki und Krzysztof Niewrżęda. Ziel meines Vortrags war es, diese Texte in Erinnerung zu rufen, Fragmente zu lesen, die mir in der Pandemie, im Lockdown, in der Isolation, in der Eingeschlossenheit besonders tröstlich vorkamen; Fragmente, die über den städtischen Raum erzählen und wie unser Gedächtnis sind, das Gedächtnis der Menschen, der Ereignisse – und manchmal eine Hypothese der Ereignisse, etwas, was wir den Familiengeschichten entnehmen und was vielleicht in uns steckt, unter der Haut, in unserem Gehirn, in unserer Geistigkeit. Eigentlich ist es schwer zu sagen, wo genau. Aber irgendwo steckt es in uns. All das gehört auch zu den Stettiner Geschichten. Man kann sie in einer Bibliothek finden, aber auch in einer Geschichte, wie ich sie für Sie gesponnen habe; an den Berührungspunkten, wenn wir versuchen zu rekonstruieren, wo, mit wem und an welchem Ort, in welchem Lesestück, welcher Institution, welchem Café, in welchem Lebensmoment, in

welchem Jahr, an welchem Wochentag unsere Begegnungen stattfanden. Heute muss man noch einen anderen Katalog anfügen: den von denjenigen Begegnungen, die ausbleiben müssen, die abgesagt, vorläufig unmöglich sind, Treffen, nach denen wir uns sehnen, die wir uns gegenseitig versprechen, Treffen, die hoffentlich möglich sein werden. So wie ich heute gern bei Ihnen in Berlin wäre und direkt zu Ihnen sprechen und Ihre Fragen beantworten würde – so wie ich etwa gern gefragt wäre, welche Schriftsteller mir nahe stehen. Ich hätte auch gern, und dass Sie mich nach Stettin fragen, ob Prenzlauer Berg und Pankow wirklich wie Pogodno sind, was wir von der Vor-, Kriegs- und Nachkriegsgeschichte für Sie festgehalten haben, wie mir der neueste Roman von Krzysztof gefällt (er liest sich sehr gut, ich habe noch etwa hundert Seiten zu lesen). Ich möchte ferner, dass Sie mich danach fragen, wie mich Literatur berührt, und ob es einer Literaturhistorikerin und -kritikerin leichter fällt, ergriffen zu werden oder ob das eher ein Hindernis darstellt. Es ist ein großer offener Katalog von Fragen, die nicht gestellt werden, weil wir auf technische Vermittlung angewiesen sind. Ich freue mich, dass die Vermittlung möglich ist, denn – hätte uns Lockdown vor 20 Jahren getroffen, hätte es stockende Gespräche über Skype gegeben, das damals bereits existierte, sowie unterbrochene Verbindungen über Mails und teure Telefonate – all das würde uns das Leben noch schwerer machen. Ich weiß nicht, ob wir in dem Fall mehr in unseren Bibliotheken wären. Vielleicht musste man etwas opfern. Ich denke jetzt sehr viel darüber nach. Denn einerseits würde es mir leichter fallen, mich auf dem Balkon zu konzentrieren, wenn ich all diese Kommunikationsmittel nicht hätte, wenn nicht ständig alle Kanäle offen wären, wenn ich nicht virtuell andere Menschen treffen könnte. Sicherlich wäre es für mich leichter, mit einem Glas Limo oder Kaffee und Buch zu sitzen. Es würde mir leichter fallen, mit dieser Immobilität auf dem Balkon fertig zu werden, aber auf der anderen Seite: Hätte ich nicht das Gefühl, wie fragil diese literarischen Bindungen sind, wenn sie nicht von dem Gedanken getragen werden, dass sie in einem realer Raum existieren? Ist das nicht so, dass der virtuelle Raum mich darin bestärkt, dass die Welt doch existiert, und dass in dieser äußeren Welt, die zur Zeit abgeschnitten ist, wo man aber Bleistifte kaufen oder Blumen holen kann, irgendwelche Dinge geschehen, denen ich mich werde anschließen können? Dinge, denen wir uns alle anschließen – und wo noch mehr als nur Vorträge, Treffen und Gespräche stattfinden wird. Und dass man nach einem Gespräch darüber, wie ich lese, anschließend Wein oder Kaffee trinken gehen kann, neue Leute kennenlernt und eine weitere Anekdote mitnimmt – und diese wird vielleicht dem neuen Buch oder nur unseren Notizen beigefügt, oder aber alles wird nur in unserem Gedächtnis deponiert. All das ist sehr fließend, sehr unsicher, deshalb habe ich heute über Begegnungen gesprochen, denn diese vermisse ich am meisten.

Ich grüße Sie alle und bedanke mich sehr der polnischen Universität der Drei Generationen für die Einladung zu diesem Vortrag.

